

Ideen und Identitäten

Dominic Fürst v. Lieven

Ein Vortrag gehalten am 2. Juni 2018 in Höhnscheid anlässlich des Ritterschaftlichen Dialogs (Originaltitel „Ideas and Identities“, aus dem Englischen übertragen von Konstantin Baron Freytag v. Loringhoven)

Dieser kurze Aufsatz verfolgt zwei Ziele: Zum einen möchte ich einige der Dinge, die ich über die Lievens gesagt habe zu Papier bringen; bezüglich der Vergangenheit als auch heute, sowie über ihr Identitätsgefühl. Diese Anmerkungen machte ich beim Ritterschaftlichen Dialog vom 1.-3. Juni 2018 im Rahmen der eher allgemeinen Diskussion der Teilnehmer über persönliche und familiäre Identitäten des baltischen Adels. Zweitens möchte ich die wichtigsten Punkte meines Vortrags zusammenfassen: Obgleich der Fokus auf meinem letzten Buch über Ersten Weltkrieg und Russischer Revolution lag, habe ich einen weiten Bogen über meine ganze Laufbahn als Wissenschaftler und durch meine Publikationen gespannt, um die Genese meiner Überlegungen zu den Untersuchungsgegenständen zu erklären.

Der lievensche Familienmythos einer Abstammung von livischen Häuptlingen hat vermutlich einen wahren Kern: Familienname und Wappen lassen auf einen indigenen livischen Ursprung schließen. Und die deutschen Ritter hätten kaum jemanden anderen als einen Stammesführer in ihrem Milieu akzeptiert. Noch interessanter als die Wahrheit, die so oder so sein könnte, ist der Einfluss dieses Mythos auf die Familienmitglieder im 19. und 20. Jahrhundert. In einer romantischen Geste hatte mein Urgroßvater Paul Lieven das Stück Land gekauft, von dem sein angeblicher Vorfahr stammte. In dieser wunderschönen Gegend der livländischen Schweiz bei Kremon/Krimulda ließ er ein palladisches Herrenhaus bauen. In Konfrontation mit dem rivalisierenden Druck des russischen, des deutschen und des lettischen Nationalismus, bevorzugten seine Kinder die Idee, zu keiner dieser Gruppen zu gehören, sondern schon weitaus länger als alle anderen in Lettland gewesen zu sein.

Seit dem Mittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts waren die Lievens Mitglieder des baltischen Adels. Genauso wie ihre Standesgenossen in der gesamten baltischen Region empfanden sie sich als frei, in den Dienst jedes christlichen Monarchen zu treten. Der Status meiner Linie der Lievens änderte sich durch meine Urururgroßmutter Charlotte. Sie diente als Obersthofmeisterin des kaiserlichen Hofes und Erzieherin der kaiserlichen Kinder, die sie vergötterten. Sie überschütteten sie und ihre Söhne mit Gütern, Titeln und Gunsterweisen. Sie war eine strenge Pietistin. So war es auf der Tagung ein alarmierendes Moment, als ich aus meinem kleinen akademischen Nickerchen erwachte: Enttäuscht blickte sie vom Portrait auf mich herab. Der bekannteste ihrer Söhne war Christoph, der unter anderem 22 Jahre als Botschafter in London fungierte. Als Geliebte Metternichs war seine Frau Dorothea in ihrer Zeit eine Säule der aristokratischen und diplomatischen Gesellschaft Europas. Die baltischen Provinzen besuchte Christoph selten in seinem Leben, das er am russischen Hof sowie als Gesandter in Berlin und London verbrachte. In den russischen Archiven sind seine dienstlichen Berichte erhalten, die er in seinen beiden Hauptsprachen Französisch und Russisch geschrieben hat. Vermutlich lockerte sein Eintauchen in die höfische und diplomatische Hautevolee die Verbindung zu pietistischen Geist, der das „Deutschsein“ für diese Generation meiner Familie wirklich bedeutete.

Mein Urururgroßvater war Christophs jüngerer Bruder Johann, ein Front-General, der eine Division und dann ein Corps in den Kampagnen gegen Napoleon 1812-14 befehligte. Mit dem Friedensschluss schied er aus der Armee aus, um auf seinem Gut Mesothien in Kurland das Leben eines

Landedelmannes zu leben. So ist es kaum überraschend, dass er in seinen Memoiren das Deutsche und das Russische als seine beiden Hauptsprachen bezeichnete. Ohne Zweifel sprach er auch Französisch, so wie Christoph auch Deutsch sprach. In diesem Milieu hatte Sprache auch wenig mit der Identität zu tun. Wenn das Luthertum diese Lievens zu „Deutschen“ machte, machte die Loyalität zu den Romanovs sie zu „Russen“. Sie hätten selbstverständlich keinen Widerspruch in diesen verschiedenen Zugehörigkeiten gesehen, die in unterschiedlichen Bereichen ihres Daseins lebten.

In der darauffolgenden Generation war die in vielerlei Hinsicht interessanteste Figur meine Großtante Marie, die nach London verschwand, um den Kreisen von Marx und Herzen beizutreten. Es ist sehr schwer, etwas über ihr Denken dort herauszufinden. Es gibt aber einen wunderbaren Abschnitt von drei Seiten über sie in der Autobiografie eines deutsch-amerikanischen US-Senators, der ein Revolutionär von 1848 gewesen war und dessen Neuanfang in den USA von Marie finanziell unterstützt wurde. Ihr Bruder, mein Urgroßvater Paul, erbte als einziger Sohn ein unglaubliches Vermögen, das er substantiell vermehrte: Für fast Nichts hatte er Land in einer Gegend gekauft, die in seiner Lebenszeit zum Zentrum der ukrainischen Kohleindustrie wurde (die Gegend heißt heute Donezk). Als junger Mann wurde ich bei meinem Onkel und meiner Tante (Leonid und Dina Lieven) regelmäßig zum Abendessen eingeladen, dort kam gelegentlich auch eine charmante ältere Italienerin hinzu, die sich als unsere uneheliche Cousine zweiten Grades herausstellte. Mein Urgroßvater und eine junge Prinzessin aus einer der großen Familien Roms hatten sich ineinander verliebt. Unglücklicherweise war sie schon in sehr jungen Jahren mit einem römischen Cousin verheiratet worden, der kein Interesse an Frauen hatte. Um dem Prinzen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: Er erkannte ihre Kinder mit Paul Lieven als seine eigenen an.

Die Dinge wären alle geordnet gewesen, wenn mein Urgroßvater nicht der einzige Erbe eines riesigen Vermögens gewesen wäre und deshalb einen Sohn brauchte. So wurde die römische Prinzessin beiseite geschoben, und er heiratete eine Cousine von der Pahlen, halb so alt wie er, die fünf Kinder bekam und 1882 starb. Das Unglück begann, als meine Urgroßmutter sich durch einen evangelikalen Standesgenossen aus England, Lord Radstock, anstecken ließ und gleich im großen Stil den evangelikalen Protestantismus annahm. Natürlich waren ihre Töchter die Hauptopfer dieses Enthusiasmus: Sie waren in Mesothem und Kremon mehr oder weniger eingesperrt; ihre einzige Unterhaltung scheinen Ausritte gewesen zu sein und die Unternehmungen, um Prostituierte in den benachbarten Städten zu retten. Ihre älteste Tochter, eine andere Marie, riss von zuhause aus um Krankenschwester in einem Kinderkrankenhaus in der Schweiz zu werden. Als das Krankenhaus abbrannte, opferte Marie sich für die Rettung der Kinder, und erlebte einen Monat voller Schmerzen bis sie starb. Meine Urgroßmutter weigerte sich, ihre ungehorsame Tochter auf dem Totenbett zu besuchen.

Ich erinnere mich sehr gut an ihre Schwester, meine Großtante Aleka (Alexandra), da sie erst mit 96 Jahren in London starb, als ich schon Mitte zwanzig war. Ich erinnere mich an eine alte Dame, die eine Säule des politischen und religiösen Konservatismus war. Aber die Doyenne der weißen Emigranten in London, Merika Kleinmichel (geborene Mecklenburg-Strelitz und somit die Cousine der Kinder von Nikolaus II.) erzählte mir, dass Aleka 1915 in ihr Haus an der Fontanka in Petrograd gestürmt kam und „endlich Frieden“ schrie: Wie für andere junge Frauen auch, erschien ihr der Erste Weltkrieg eine Befreiung von häuslicher Tyrannei. Tante Aleka diente als Krankenschwester der russischen Armee in der Grenzregion zu Persien. Für mich wurde Sie die wertvollste Verbindung zur russischen Vergangenheit. Ich erinnere mich, dass ich einmal mit zwölf Jahren bei Ihr zum Tee eingeladen war: Sie erzählte mir die Geschichte ihrer Patentante, die die Tochter Karl Nesselrodes

war, des russischen Außenministers und Kanzlers unter Alexander I. und Nikolaus I. Vor 1812 diente Nesselrode, noch in seinen Zwanzigern, als zweiter Mann in der russischen Botschaft in Paris. Dort leitete er auch die verheerend erfolgreiche russische Spionage-Operation in Frankreich, die sich gegen den Kern der napoleonischen Regierung und das Militärsystem richtete. Als sie sechs Jahre alt war, wurde Alekas Patentante, nachdem sie schon wie üblich in der elterlichen Wohnung im Botschaftsgebäude zu Bett gebracht worden war, nach zwei Stunden aufgeweckt, in ihr prächtigstes Abendkleid gesteckt und in die Empfangsräume der Botschaft gebracht, um dem großen Kaiser Napoleon ihre Aufwartung zu machen. Solche Geschichten (und da gab es noch viele weitere) hätten auch die Fantasie des einfallslosesten Menschen angeregt.

Die beiden Männer in dieser Generation, mein Großonkel Anatol und Großvater Paul, waren in einer Art entgegengesetzte Typen. Anatol war ein schneidiger Offizier der Chevalier-Garde; mein Großvater eher ein ruhiger Typ, der Technik liebte und dem erlaubt wurde, die Ausbildung zum Eisenbahningenieur zu machen und sogar in dem Beruf zu arbeiten bis zu seiner Hochzeit. Dann musste er seinen Abschied nehmen, zu seinen Gütern zurückkehren und so tun, als ob er das Leben als Grundherr bevorzuge. Keiner der beiden Männer war mehr als die Hälfte russisch, wenn überhaupt, aber sie waren weitaus mehr Russen als die durchschnittlichen baltischen Edelleute. Anatol war 1913 der einzige Adelsmarschall in den baltischen Provinzen, der in Russland (an der Universität St. Petersburg) ausgebildet war. Mein Großvater schrieb Gedichte auf Russisch. 1915 wurde Onkel Anatol das St. Georgs-Kreuz verliehen, er war der letzte Kommandeur des Ehrengelichts der Chevalier-Garde. Während des Bürgerkriegs kommandierte er eine unabhängige Brigade in der weißen Armee von Judenitsch. Als nach der Vertreibung der Bolschewiken aus Lettland der neuerliche Bürgerkrieg zwischen der deutschbaltischen Landeswehr und der lettischen Republik ausbrach, befand sich Anatol in einer schwierigen Rolle. Seine Ablehnung, seine Brigade der Landeswehr zu unterstellen, war vermutlich aus dem Verantwortungsgefühl für seine Untergebenen entstanden. Er wollte ihr Leben er nicht für etwas aufs Spiel setzen, das nichts mit ihnen selbst zu tun hatte. Was auch immer sein Grund war, die Entscheidung war uneigennützig: Der Niederlage der Landeswehr folgte die Enteignung der großen Güter, von denen sein eigenes eines der schönsten war.

Wie so oft unterscheiden sich die persönlichen Geschichten von den großen Geschichtsnarrativen. Während der Revolution wurde das das Leben meines Großvaters von der jüdischen Gemeinschaft auf seinem Gut Smilten gerettet. Er hatte diese Juden vor 1917 vor Verfolgung und Diskriminierung geschützt. Unter Anleitung ihres Rabbiners retteten sie ihn vor einem besonders blutrünstigen Sowjet aus lettischen Arbeitern, die ihn in einer seiner Scheunen eingesperrt hatten und gerade die Erschießung vorbereiteten. Aus Sowjetrussland kam er raus durch die Hilfe seines alten Freundes Leonid Krasin, eines Mit-Eisenbahningenieurs, mit dem er seit seiner Jugend befreundet war und der nun bei den Bolschewiken als Volkskommissar (d.h. Minister) für Außenhandel fungierte. Anschließend wurde Krasin der sowjetische Botschafter in London, seine Tochter blieb bis zu ihrem Tod mit meinem Onkel und meiner Tante befreundet. Sie erzählte sehr lustige Geschichten über Partys mit Lenins engsten Mitarbeitern aus der Perspektive einer hübschen und vollkommen apolitischen jungen Frau, die Moskau zusammen mit ihrem Vater besuchte.

Das bringt mich zu meinem Vater und seinem älteren Bruder Leonid, wieder zwei sehr unterschiedliche Typen. Leonid war bei der Revolution schon acht Jahre alt, er blieb bis ans Lebensende ein alter Monarchist. Seine Frau, eine geborene von Anrep aus Estland, war die Grande Dame bei Christies in London. Sie hatte es während der meisten Zeit des Zweiten Weltkriegs

geschafft, mit ihrem britischen Pass in Berlin zu leben ohne jemals belästigt oder interniert worden zu sein. Gefährlich wurde es erst, als die Nazis sich nach dem Attentat des 20. Juli 1944 den aristokratischen Netzwerken bedrohlich näherten. Obgleich er seit seiner Schulzeit in England gelebt hatte, blieb Leonid hartnäckig russisch-deutsch. Er gehörte nicht zur modernen Welt und ich mochte ihn sehr. Mein Vater, neun Jahre jünger, hatte das Lycée français in Brüssel besucht und studierte später durch eine Verkettung von Zufällen am Trinity College in Dublin. Er war auch überhaupt kein Engländer, aber es fiel ihm im Vergleich zu Leonid leichter, (zumindest an der Oberfläche) so zu tun als ob er einer wäre. Englisch war seine vierte Sprache, aber er sprach es wie Shakespeare. Mein Vater hatte einen klaren französischen Intellekt, aber russische Emotionen. Er war ein liebenswerter Mensch, aber nicht ohne einige Charaktereigenschaften des Petersburger Hofes. Saß er neben einer wunderbaren Eskimodame, war er in der Lage, diese (und ihn selbst) davon zu überzeugen, dass er auch ein Eskimo im Geiste und im Ursprung sei. In seiner Jugend stand er politisch links, hasste die Nazis und trat nach der Niederlage Frankreichs als Freiwilliger in die britische Armee ein. Später leitete er, anfangs unmittelbar und später mittelbar, den Russian Service der BBC. Dabei brauchte er all seinen Charme und diplomatisches Geschick, die drei Wellen der russischen Emigranten, die den Service bevölkerten, davon abzuhalten, sich gegenseitig fertig zu machen: weiße Emigranten, Flüchtlinge nach 1945 sowie die große Anzahl jüdischer Auswanderer der 1970er. Dabei war ihm natürlich hilfreich, dass üblicherweise der Hass der drei Emigrantenwellen auf das Sowjetregime größer war als die Abneigung untereinander.

Es gab viel mehr Russisches als Deutsches in unserer Kinderzeit. Die Deutschen, an die ich mich erinnere, waren keine Balten (von denen es sehr wenige in England gab), sondern Nennverwandte aus der süddeutschen Oberschicht, die Monate bei uns zuhause verbrachten und sich dabei als Au-pairs ausgaben. Als ich einmal besonders abscheulich gegen eine von diesen war, steckte sie mich in den Kohlenkeller – zum Vergnügen meiner älteren Geschwister und zum Entsetzen unserer wunderbaren englischen Nanny, die diesen Übergriff als schlimmere Gräueltat als die beiden Weltkriege erlebte.

Unvermeidlich war es die Welt meiner Mutter, die unsere Kindheiten dominierte. Mein Vater stammte ja aus einer zusammengebrochenen Welt und wollte uns Kinder nicht mit verblasenden Träumen belasten. Im Gegensatz dazu war England stabil, insular und ganz schön geschneigelt: Die Erinnerung an den Sieg im Zweiten Weltkrieg war noch sehr mächtig. Meine Mutter war eigentlich gar keine Engländerin: Sie war eine römisch-katholische Irin mit vielen französischen Verwandten, die Französisch sprach, Italienisch und Deutsch. Aber ihr Vater hatte als britischer Richter in Indien gedient und zwei ihrer direkten Vorfahren waren Chief Justices von Irland unter der britischen Krone gewesen. Die Welt, in die unsere Erziehung führen sollte, war die der katholischen Upper/Upper-Middle-Class in England. Aber wir passten da nie wirklich hinein. Hinzu kam, dass sowohl die britisch-imperiale als auch die traditionell-katholische Welt in den radikalen 1960er Jahren implodierten. Alle meine Geschwister und auch ich ließen diese Kindheits-Identität hinter uns, wobei wir sehr unterschiedliche Alternativen wählten. In Bezug auf die Ausprägung meines eigenen Identitätsgefühls war wohl der wichtigste Faktor, dass ich mein gesamtes Erwachsenenleben als Historiker in die Welt des imperialen Russland eingetaucht bin, aus der meine Familie kam. In gewisser Weise schuf dies für mich ein alternatives Zuhause. Da diese Identität aus meiner freien Wahl entstanden ist und in gewisser Weise auch ein Produkt meiner eigenen Vorstellungskraft, ist sie mir kaum eine Bürde, sehr anders als die englisch-katholische Identität meiner Jugend.

Um die Angelegenheit noch komplizierter zu machen, ist Tokio der Ort, an dem ich mehr Zeit als irgendwo sonst verbringe. Meine Frau hat dort ein eigenes Unternehmen. Eines der beeindruckendsten Erlebnisse meines Lebens ist unsere Hochzeit vor 33 Jahren: in traditionellen japanischen Gewändern in einem Shintō-Schrein an einem Berghang, unter dem Portrait von Kaiser Hirohito. Die weitläufige Verwandtschaft meiner Frau erschien zum Festessen nach dem Motto, dass das Begaffen des angeheirateten Ausländers interessanter sei als die Beobachtung eines Pandas im Zoo. Noch schlimmer: Der angebliche englische Gentleman wurde von seiner neuen Schwiegerfamilie dazu gezwungen, ein Lied zu singen. Die Verwandten meiner Frau erwarteten vermutlich die Beatles. Sie bekamen die alte russische Kaiserhymne. Sie dankten es mit stürmischen wenn auch verwirrten Applaus und Zugabe-Rufen. Das einzige andere Lied in meinem Repertoire war die alte Habsburgerhymne, die ich gerade anstimmen wollte, als meine Frau mich bat, darauf zu verzichten.

So komme ich endlich zu meinen Büchern. Auf dem Ritterschaftlichen Dialog habe ich über mein letztes Buch „Towards the Flame“ gesprochen, in dem ich die Ursprünge des Ersten Weltkriegs und der Russischen Revolution diskutiere. In einem Schnelldurchlauf resümierte ich meine akademische Laufbahn. So konnte ich die Entstehung von zentralen Gedanken in früheren Publikationen beschreiben, die nun in meinem letzten Werk zusammenkommen. Ich möchte gerne diesen Ansatz auch hier zu Papier bringen, muss aber noch eine Vorbemerkung vorausschicken über den Weg, wie sich meine akademische Laufbahn und meine Publikationen sich entwickelten. In den ersten vierzehn Jahren habe ich drei Bücher über die Geschichte des imperialen Russland in seinen späten Jahren geschrieben, die auf ausführliche Archivarbeit in Moskau und Sankt Petersburg (damals Leningrad) fußten. Im Zeitabschnitt von 1988 bis 2001 habe ich zwei größere Vergleichsstudien geschrieben, eine über den europäischen Adel und eine über Imperien. Zum Teil gab es dafür familiäre Gründe: Meine Frau (die erste Japanerin, die auf der London Business School graduierte und anschließend im Finanzbereich arbeitete) war weltweit auf Geschäftsreisen während wir kleine Kinder hatten. So war es für mich sinnvoll, Untersuchungsgegenstände für meine Bücher zu finden, die keine Forschungsaufenthalte in russischen Archiven voraussetzten. Aber zwischen 2005 und 2015, mit dem Erwachsenwerden meiner Kinder, kehrte ich zurück zur Archivarbeit. So schrieb ich zuerst eine Studie über Russlands Konflikt mit Napoleon und dann „Towards the Flame“.

Meine Dissertation, die als meine zweite Publikation „Russia's Rulers under the Old Regime“ erschien, handelte von der Regierungselite unter Nikolaus II. Ich untersuchte die Herkunft dieser Männer, ihre Erziehung und Kultur, ihre Karrieren: Das Buch war eine kollektive Biografie. Diese Männer waren die Schlüsselfiguren der Politik des zaristischen Russland, so ist ihre Geschichte auch politische Geschichte. In einer sehr groben Vereinfachung könnte man diese Regierungselite in ein „liberales“ und ein „konservativ-autoritäres“ Lager einteilen. Die „Liberalen“ sagten Nikolaus II., dass die gut ausgebildete und städtische Gesellschaft im Russland des frühen 20. Jahrhunderts viel zu groß, anspruchsvoll und europäisch sei, um nach den Prinzipien einer absoluten Monarchie des 18. Jahrhunderts regiert zu werden. Die Alternative zu einer Liberalisierung sei die Revolution. An anderer Seite erinnerten ihn seine konservativen Berater, dass mehr als vier Fünftel seiner Untertanen aus einer Landbevölkerung bestand, die kaum des Lesens und Schreibens mächtig war und überhaupt nur zu 44 Prozent aus Russen bestand. Sein Reich war in soziale und nationale Konflikte gespalten, von denen manche in der Geschichte wurzelten, die aber alle sich durch die Geschwindigkeit der kapitalistischen Wirtschaft und den riesigen sozialen und kulturellen Graben zwischen europäisierten Eliten und russischen Massen verschärften. Eine Schwächung des autoritären Polizeistaates vor der Entstehung einer starken Mittelklasse und einer wohlhabenden Landbevölkerung durch die sozial-ökonomische Entwicklung, würde nur in eine sozialistische

Revolution führen. Ein fanatischer Untergrund extremer sozialistischer Parteien hatte sich dieser schon verschrieben. Das zentrale Problem von Nikolaus II. war, dass sowohl die liberalen als auch die konservativen Berater Recht hatten. Der Handlungsspielraum des Kaisers war schmal, seine Optionen begrenzt: Eine Lösung des einen Problems könnte zugleich eine Verschärfung des anderen bedeuten. Nikolaus war nicht der Schwächling oder der Idiot, als den ihn liberale und angelsächsische Historiker normalerweise beschreiben. Das Regime brach nicht wegen Rasputin zusammen. Auch konnte die Krise, mit der das russische Reich konfrontiert war, nicht durch den Versuch einer Entwicklung hin zur liberalen Demokratie gelöst werden. Ich habe dieses Thema später in meiner Biografie des letzten Zaren noch vertieft.

1914 war die Stellung des Romanov-Regimes fragil, die Revolution aber war nicht unvermeidbar. Der Erste Weltkrieg zerstörte das alte Russland. Die Gründe für den Kriegseintritt Russlands waren Gegenstand meines ersten Buches, „Russia and the Origins of the First World War“, das 1983 publiziert wurde. Dieses Buch war in mehrfacher Hinsicht der Vorgänger von „Towards the Flame“. Es fokussierte mehr auf die reine Diplomatie und die Kriegsplanung des Militärs. Zum Beispiel beschrieb es den Konflikt zwischen Ideen und Institutionen, die Einfluss auf die außenpolitische Entscheidungsfindung hatten. Dennoch waren die internationalen Beziehungen zwangsläufig der Kern des Buches. Die wichtigste Frage der politischen Entscheider war, wie sie auf die große und wachsende Macht Deutschlands reagieren sollten. Vereinfacht gesprochen, gab es zwei Parteien in Russland: Die eine warb für eine Allianz mit Frankreich und Großbritannien, um Deutschland von Aggressionen abzuhalten und, falls diese Abschreckung scheiterte, es im Krieg zu schlagen. Die andere Partei tendierte dazu, Russlands Zukunft in Asien zu sehen, sie glaubte, dass eine Teilnahme an einem Krieg gegen Deutschland zu einer sozialistischen Revolution in Russland führen könnte; deshalb warben sie dafür, die Deutschen in Richtung Westen abzulenken, damit sie dort mit den Franzosen und Briten ihren Konflikt um Hegemonie in Westeuropa und auf den Meeren austragen sollten. Vor 1914 war die „Abschreckungs“-Schule führend. Als Stalin 1930 mit dem gleichen Dilemma konfrontiert wurde, entschied er sich für „Ablenkung“. Beide Optionen waren voller Risiko und Unsicherheit. Vielleicht trafen die russischen Regierungen in beiden Fällen die jeweils falsche Entscheidung. Das Ergebnis kostete viele Millionen Russen das Leben.

Der Erste Weltkrieg war der entscheidende Faktor für den Sieg der Bolschewiken. Die Russische Monarchie wäre womöglich auch in Friedenszeiten gefallen. Wäre es so gekommen, hätte die russische Politik sich ebenfalls dynamisch nach links bewegt. Vielleicht wäre auch ein revolutionäres sozialistisches Regime an die Macht gekommen, aber es ist unwahrscheinlich, dass es lange überlebt hätte. Der Krieg schwächte wesentlich die Kräfte einer Gegenrevolution in Russland. In Friedenszeiten wäre jedes revolutionäre Regime in Russland mit einer gewaltigen und europäisch koordinierten Intervention konfrontiert gewesen. Diese wäre angeführt von den Deutschen worden, als den Nachbarn Russlands und als militärisch wichtigste Macht Europas. Es ist unvorstellbar, dass die großen europäischen Mächte in Friedenszeiten Russland den Ausstieg aus dem internationalen Staatensystem, die Formierung als Hauptquartier der sozialistischen Weltrevolution und die Verleugnung von Auslandsschulden in Höhe von heutigen billionen Dollar zugelassen hätten. Mit der Rettung der riesigen deutschstämmigen Bevölkerungsteile in Russland hätte Deutschland noch eine zusätzliche Legitimation für die Intervention gehabt. Schon während der Revolution 1905 hatte der deutsche Kaiser den Abgesandten der Deutschbalten zugesagt, dass die deutsche Armee bei einem Zusammenbruch der russischen Monarchie und einer Ausbreitung der Revolution in den baltischen Provinzen intervenieren würde und sie beschützen würde. Für jede deutsche Regierung wäre es schwer gewesen, dieses Versprechen nicht zu halten. Zumindest kurz- bis mittelfristig hätte die

Allianz aus einheimischer Konterrevolution und ausländischer Intervention zum Erfolg geführt, so wie in Finnland, in Ungarn und später in Spanien. Stattdessen tat Deutschland 1917-18 alles Mögliche, um die Revolution von Links voranzubringen und die Bolschewiken zu erhalten. Lenin kehrte mit der Unterstützung der deutschen Regierung nach Russland zurück. Im entscheidenden Jahr nach Erringen der Macht wurde das Regime der Bolschewiken durch den andauernden Krieg in Europa vor einer Intervention geschützt. Diese Tatsache, dass dem neuen Regime ein Jahr der Konsolidierung seiner Macht im russischen Kernland gegönnt wurde, war entscheidend für seinen späteren Sieg im Bürgerkrieg.

Die mittlere Phase meiner Forscherlaufbahn widmete sich der vergleichenden Geschichtsforschung. Diese bietet selten abschließende Antworten auf historische Fragen, aber sie wirft interessante und neuartige Fragen auf, in einer Zeit, in der Geschichtsschreibung immer noch üblicherweise national und manchmal nationalistisch ist. Eine nationale Geschichtstradition nimmt viele Grundannahmen als gegeben an und verfolgt bestimmte Themen, die schon lange diskutiert werden. Dies gilt natürlich auch für Russland. Vergleichende Ansätze können diese Annahmen unterhöhlen und neue Einsichten und Zugänge bieten. Es gab einen zusätzlichen Grund, dass ich in meinem Buch die englische, die deutsche und die russische Aristokratie zwischen 1815 und 1914 verglichen habe. Um so ein Buch schreiben zu können, war ich gezwungen, Deutsch zu lernen, ohne das es schwierig ist, ein ernstzunehmender Historiker von Osteuropa oder auch nur von Russland zu sein. Später war die deutsche Sprache von unschätzbarem Wert, als ich mein Buch über Russlands Widerstand gegen Napoleon schrieb. Da der Titel des Buches auf ein rein russisches Thema weist, mag dies eine merkwürdige Anmerkung sein. Aber die besten Memoiren eines russischen Generals dieser Zeit stammen von Prinz Eugen von Württemberg. Eine der besten vielbändigen Darstellungen der Kampagnen von 1813-14 hat der offizielle Historiker des preußisch-deutschen Generalstabs, Rudolf von Friederich, verfasst. Zu meinem großen Glück bekam ich ein Stipendium der Humboldt-Stiftung, um in Deutschland forschen zu können. In diesem Jahr in Deutschland traf ich auch Professor von Pistohlkors. Dass ich ihn nach 33 Jahren zum ersten mal wieder getroffen habe, war eines der größten Vergnügen meiner Teilnahme auf dem Ritterschaftlichen Dialog.

Jetzt möchte ich ein bisschen etwas zu meinem Buch über den europäischen Adel sagen. Inhaltlich trug es nicht sehr viel bei zu meinem letzten Buch „*Towards the Flame*“, welches ja Gegenstand meiner Ausführungen ist. Auch fehlte mir in meiner Studie über die Aristokratie der Platz, den deutschbaltischen Adel abzudecken. Als ich erneut zur deutschen Geschichte kam, fiel mir sofort ein merkwürdiges Phänomen auf. Damals wurde dem deutschen Adel die Schuld zugesprochen, der Verhinderer einer „normalen“ Entwicklung gewesen zu sein, hin zur modernen Gesellschaft im Stil der angloamerikanischen liberalen Demokratie. Aber unter dem Einfluss der radikalen 1960er und 1970er Jahre bestand bei der jüngeren Generation von (insbesondere Sozial-) Historikern weithin das Tabu, sich mit dem Adel zu befassen. So lohnte es sich für mich, in die deutsche Geschichte aus einem externen und vergleichenden Blickwinkel einzufallen, und dabei das Licht auf ein paar verborgene Details zu lenken. Auch ist ein Russlandhistoriker, der in die deutsche Geschichte eindringt, eher an anderen Themen interessiert als die (verständliche) Obsession der deutschen Historiker bezüglich der Vorgeschichte des Nationalsozialismus. Eine eindeutige Schlussfolgerung aus meinem Buch war, dass der sowohl in der englischen als auch in der deutschsprachigen Historiografie üblicherweise gezeichneter Gegensatz zwischen einem reaktionären preußisch-deutschen und einem liberalen Adel in England überzogen und meist naiv war. Ohne den Beitrag der preußischen und deutschen Adeligen zu den Katastrophen des 20. Jahrhunderts beschönigen zu wollen, war doch mein Eindruck beim Verfassen des Buches, dass die Überbetonung der Rolle des Adels für die

deutsche Leidensgeschichte auch ein bequemer Weg sein könnte, von der Verantwortung des Bürgertums und der Wählerschaft insgesamt abzulenken. Da der Adelsstand ein Phänomen der Vergangenheit ist, könnte dieser Ansatz auch zu gefährlichen Vorstellungen führen, dass das Phänomen des Nationalsozialismus als ein Ergebnis einer vergangenen und klar umrissenen vormodernen Welt abgetan werden kann.

Meine andere vergleichende Arbeit, die Studie über Imperien, ist relevanter für die hier aufgeworfene Fragestellung. Ein Blick in meine Autobiografie soll erklären, warum ich dieses Buch verfasst habe. Von 1978 bis 2009 arbeitete ich als Professor (erst als Assistent und dann auf einer vollen Professur) im Politics Department der London School of Economics. Mit dem Aufstieg Gorbatschows erlebte ich erstmals ein großes Interesse an der aktuellen Sowjetpolitik. Offensichtlich war dieses Untersuchungsfeld von 1983 bis 1991 faszinierend und von hoher Relevanz. Als sich die UdSSR Mitte bis Ende der 1980er immer dynamischer entwickelte, wuchs auch meine Überzeugung, dass auch ein Historiker etwas Wertvolles zu den Diskussionen über die aktuelle Entwicklung beizutragen hat. Die Politikwissenschaftler und besonders die Sowjetologen hatten nur ein sehr kurzes historisches Gedächtnis. Als die großen Fragen der russischen Geschichte nach 1987 wieder auf die Tagesordnung kamen, wirkten die meisten Sowjetologen desorientiert. Und außerdem konnten sich viele Politikwissenschaftler kaum vorstellen, dass das ganze Politiksystem ihres Untersuchungsgegenstandes (die UdSSR) auseinanderfallen und in die Archive verschwinden würde.

Es gab natürlich auch praktische Gründe für das Interesse an den aktuellen Ereignissen. Zwischen 1987 und 1991 schrieb ich eine Menge Zeitungsartikeln und erschien fast täglich in Radio und Fernsehen, da das öffentliche Interesse an der sowjetischen Politik immens groß war. Auch wurde ich in das Foreign Policy Advisory Committee von Margaret Thatcher berufen, sowie in ein weiteres Sicherheits- und Nachrichtengremium, das nur aus pensionierten Militär- und Geheimdienstchefs bestand. Im zweitgenannten Komitee war ich mit 30 Jahren das jüngste Mitglied und hätte für dieses Privileg beinahe teuer bezahlt, als kurz vor einer Besprechung die IRA eine Bombe unter dem Fußboden platzierte. Bezüglich des Gremiums von Mrs. Thatcher waren meine Beiträge eher von geringerer Wichtigkeit, aber es war ein faszinierender Posten, von dem aus ich die Spitzenpolitik in einem Schlüsselmoment der modernen Geschichte beobachten konnte, als die Sowjetunion zusammenbrach und der Kalten Krieg zu Ende ging.

Im Dezember 1991 verließ ich Großbritannien für einen zweijährigen Japanaufenthalt, einen Tag vor dem endgültigen Kollaps der Sowjetunion. Als ich noch benommen von der Reise in Japan den Fernseher einschaltete, was es wie ein surreales Erlebnis, die Flaggen des zaristischen Russland wieder über Kreml und Winterpalais wehen zu sehen. Da endlich etwas Zeit zum Durchatmen war, beschloss ich meine Einsichten beim Zusammenbruch der UdSSR mit der historischen Forschung zur Natur, zum Aufstieg und Untergang von Imperien zusammenzubringen. Bei meiner vergleichenden Studie über Imperien sollte ich Russland in den Mittelpunkt stellen, anders als in der üblichen Wahrnehmung einer Randlage, wenn es überhaupt erwähnt wurde. Wesentlicher Gedanke war, dass die meisten Imperienforscher sich auf die modernen, westlichen transozeanischen Imperien fokussiert hatten. Es gab verständliche Gründe dafür. Eine der größten Herausforderungen heute ist der riesige Unterschied zwischen den Ersten und den Dritten Welten. Um dieses Phänomen zu verstehen und ebenso auch viele der ethnischen und kulturellen Spannungen in der heutigen westlichen Gesellschaft, macht es Sinn, das moderne britische, französische, spanische und holländische Kolonialreich zu betrachten. Diese Imperien hatten auch großen Einfluss auf den ideologischen Konflikt über „Imperialismus“, der im Kern des Kalten Krieges lag. Schließlich hatte

Lenin festgestellt, dass Imperialismus ein Merkmal des zeitgenössischen Kapitalismus sei und nichts gemein habe mit den großen Binnen-Imperien, die seit der Antike bestanden haben und von denen das zaristische Russland eines war. Meine Motivation für das Buch über Imperien war der Zugang von einem unerwarteten Blickwinkel, mit dem ich sowohl die gerade aktuellen Annahmen über Imperien hinterfragen konnte als auch einige originelle Einblicke aus meiner eigenen Erfahrung selbst geben konnte.

Mein Buch „*Empire. The Russian Empire and its Rivals*“ kann ich hier nicht in aller Ausführlichkeit vorstellen, da es an Platz mangelt und viele Teile nur wenig relevant für die Fragestellung dieser Ausführung sind. Dennoch möchte ich etwas über die Imperien-Fragestellung in Bezug auf die Zeit vor 1914 sagen, also über die sogenannte Ära des Hochimperialismus. In dieser Epoche bestand ein scharfer Widerspruch zwischen der Logik der internationalen Beziehungen, die imperial war, und der Logik der Innenpolitik, die den Nationalismus als den Trend der Zukunft erkannte.

Viele Faktoren zeigten auf das Imperium als den Schlüssel internationaler Macht. Einer von diesen war die technologische Entwicklung – im Wesentlichen, aber nicht nur: die Eisenbahn – welche die Weiten des Binnenlandes der Kontinente für Kolonisierung und Ausbeutung erschloss. Hier möchte ich nur ein Beispiel nennen: In den 1870er und 1880er erlaubten die Briten der Burenbevölkerung von Südafrika sich in das innere des Landes zurückzuziehen und dort in Transvaal und dem Orange Free State de facto unabhängige Republiken zu errichten. Sehr bald aber wurden in diesen Gebieten die weltweit größten Gold- und Diamantenvorkommen entdeckt. Jetzt existierte neue Untertagebau-Technologien zum Abbau dieser Reichtümer; und Eisenbahnen konnten sie zu den hunderte Kilometer entfernten Häfen transportieren. Unweigerlich mussten die beiden Burenrepubliken in kurzer Zeit das Zentrum der südafrikanischen Wirtschaft werden, welches die angrenzenden Regionen in seinen Bann zog. Aus britischer Perspektive war noch schlimmer, dass die halbe Bevölkerung der eigenen britischen Kapkolonie aus Buren bestand und die rivalisierenden europäischen Mächte (vor allem Deutschland) sich für die Region zu interessieren begannen. Angesichts dieser Realitäten, nachdem sie zwanzig Jahre zuvor den Burenrepubliken das Abfallen zugestanden hatten, fochten die Briten 1899-1902 einen sehr teuren und üblen Krieg, um diese ins Empire zurück zu zwingen. Die Lehre war klar: Solange man nicht weiß, welche Reichtümer noch unter einem Gebiet liegen könnten, ist die sicherste Politik, dort die Fahne zu pflanzen und die Rivalen fern zu halten.

Der wichtigste geopolitische Faktor, der grundlegend für das Zeitalter des Hochimperialismus wurde, war die wachsende Macht der Vereinten Staaten. Nachdem sie (sehr zur Überraschung vieler Europäer) den gigantischen Konflikt des Bürgerkriegs überwunden hatten, wuchsen fünfzig Jahre lang Reichtum und Macht der Vereinten Staaten. Jedem halbbeschlagenen Beobachter war klar, dass die Vereinten Staaten sehr bald auch potentiell eine Supermacht in einem Maßstab sein würde, bei dem ein europäisches Land nur hoffen konnte, mitzuhalten. Nur durch Vereinnahmung von Ressourcen im kontinentalen Maßstab könnte eine europäische Macht mit den USA mithalten – und ein Imperium war der einzige Weg, dies zu tun. Seeley predigte zu diesem Thema in England, Leroy-Beaulieu in Frankreich, Treitschke in Deutschland und Mendelejew in Russland. Und sie hatten alle Recht. Obgleich das Empire in Bezug auf außenpolitische Macht Sinn machte, blieb das Kernproblem, dass zugleich der Nationalismus für die meisten Europäer als das beste Mittel zur Festigung des Gemeinwesens und der Legitimierung von Eliten und Regierungen galt. Am Beispiel von Disraeli in England oder Bismarck in Deutschland lässt sich zeigen, dass die rechte Position den Nationalismus zunehmen als die einzig mögliche Massenbewegung sah, die sich gegenüber dem Sozialismus

behaupten konnte. Aber das Dilemma war klar. Kontinente haben viele Völker. Wie könnte man den Nationalismus als Legitimation der imperialen Herrschaft nutzen? Die Imperialisten wanden sich selbst, um diese Frage aufzulösen. In gewisser Weise sucht das Problem Europa immer noch heim. Die der Europäischen Union zugrunde liegende Logik beruht auf dem Zusammenbringen der Ressourcen des Kontinents, damit seine Völker angesichts der großen Herausforderungen unserer Zeit nicht marginalisiert werden. Die Verhandlung von Wirtschaftsabkommen mit China oder den USA ist so eine Herausforderung. Eine andere ist die Gestaltungskraft angesichts des Klimawandels. Aber es ist nicht einfach, irgendeine Variante von legitimer und effektiver Herrschaft auf dem Kontinent zu schaffen, der den modernen Nationalismus geschaffen hat und diesem tief verbunden bleibt.

Obleich viele Erkenntnisse, die ich in „Towards the Flame“ ausbreitete, aus früheren Buchprojekten stammten, verdanke ich mache meinen Aufgaben in der Lehre. Das beste Beispiel war ein Seminar, das ich an der LSE zusammen mit Kollegen gab, die sich als Historiker auf Spanien und den Balkan spezialisiert hatten. Das Seminar befasste sich unter dem Titel „The Second Europe“ mit der westlichen, südlichen und östlichen Peripherie Europas zwischen 1860 und 1945, als diese erst durch Massen-Alphabetisierung und Massenpolitik in die moderne Welt eintraten. Bei den großen Unterschieden zwischen Irland, Spanien, Italien, Ungarn, dem Balkan und Russland ließen sich doch auch einig wichtige Gemeinsamkeiten finden. An der Peripherie Europas war die Bevölkerung ärmer, die Mittelklasse kleiner, die Landbevölkerung größer und die Regionen waren in sich weniger integriert als im Zentrum des Kontinents. Die Regierungen waren schwächer und das Eigentum weniger sicher als in England, Deutschland, Frankreich oder den Niederlanden. Paris war erfolgreich darin, die Bretagne und Aquitanien in die französische Nation zu integrieren. In Bezug auf die Katalanen und Basken scheiterte Madrid bei diesem Vorhaben. An der Peripherie war die italienische Regierung eine der stärksten, aber sie schaffte es nicht die urbanen Massen des Südens, um von der Landbevölkerung gar nicht erst zu reden, zu Italienern zu machen. So gut wie keines dieser Länder an der europäischen Peripherie erlebte im 20. Jahrhundert einen friedlichen Wandel hin zu einer liberalen Demokratie. Zwischen den beiden Weltkriegen wurden so gut wie alle dieser Länder von linken oder rechten autoritären Regimen beherrscht. Dies lässt wichtige Schlüsse bezüglich Russland zu, welches nicht nur bezüglich des Pro-Kopf-Einkommens das Schlusslicht der Zweiten Welt-Länder bildete, sondern das auch schon aufgrund seiner Größe außerordentlich schwierig zu regieren war. Hinzu kam, dass Russland ein großes Imperium war, eines der wenigen Imperien, die um 1900 die ganze Welt dominierten. Alle diese Imperien wurden von der Moderne herausgefordert und haben diese nicht überlebt. Nur mit sehr großem Optimismus lässt sich glauben, dass das Russische Reich diese Herausforderungen auf einem friedlichen oder demokratischen Weg gemeistert hätte. Solche Vergleiche ermöglichen einen realistischen Blick auf die Dilemmata der russischen Herrscher vor 1914.

Nachdem ich mein Imperienbuch im Jahr 2000 veröffentlicht und im Anschluss meine erste dreijährige Amtszeit als Dekan überlebt hatte, kehrte ich wieder in die russischen Archive zurück und schrieb mein Buch „Russia against Napoleon“. Wieder ist hier kaum Platz oder Bedarf, das Buch als Ganzes zu diskutieren, aber manche Erkenntnisse über europäische Geopolitik sind für das Buch „Towards the Flame“ unmittelbar relevant. Besonders in Großbritannien werden die napoleonischen Kriege oft als ein heroischer Kampf beschrieben, um die Freiheit gegen den französischen Imperialismus zu verteidigen. Dies ist eine einseitige eurozentrische Sichtweise. Frankreichs größte Rivalen, die Briten und die Russen, waren genauso räuberische Imperien. Preußen war um 1800 etwa so, wie Bismarck später Italien charakterisierte: großer Appetit und schwache Zähne. Während

Napoleon sein Empire in Europa zu schaffen versuchte, waren die Briten mit der globalen Ausdehnung ihres Imperiums über die gesamte Welt erfolgreich. In diesen Jahren wurden die meisten Teile des indischen Subkontinents annektiert, die Knotenpunkte der globalen Handelsrouten besetzt, auch begann die indirekte Kontrolle über das ehemalige spanische Imperium in Südamerika. Die britische Seemacht begrenzte den französischen Imperialismus auf Europa, wo die Etablierung eines Imperiums weitaus schwieriger war als in Übersee.

Ein vermeintlicher Kaiser von ganz Europa hätte furchtbare Großmacht-Rivalen gehabt. Und er wäre auch mit der europäischen Geopolitik konfrontiert gewesen. Wenn auch mit Schwierigkeiten wäre diesem Kaiser womöglich die Dominanz des sogenannten karolingischen Kernlandes gelungen – die Länder des Reiches von Karl dem Großen (die auch die Gründerstaaten der Europäischen Gemeinschaften wurden): also West- und Mitteldeutschland, Norditalien, Frankreich und die Niederlande. Hier würde er jedoch auf seine größte Herausforderung in Gestalt der beiden Machtzentren an den beiden Enden Europas treffen. Das eine wäre Großbritannien an der anderen Seite des Kanals; das andere wäre das russische Kernland, das sich südlich, westlich und östlich um Moskau legt. Es wäre sehr schwierig, im europäischen Kernland ausreichende Ressourcen zu generieren, um zeitgleich beide Machtkonzentrationen an der Peripherie zu besiegen. Erschwerend käme hinzu, dass man Seemacht bräuchte, um die Engländer zu besiegen; und zugleich militärisch-logistische Macht, um in das russische Kernland einzudringen und es zu unterwerfen. Obgleich schwierig, wäre dies zumindest nicht unmöglich. Dass sowohl Napoleon als auch Hitler scheiterten, lag zum Teil in der Fehlannahme, dass sie Russland schnell in einem rein militärischen Blitzkrieg besiegen könnten. Angesichts der riesigen Größe von Russland und seiner Ressourcen müssen solche rein militärischen Taktiken stets scheitern. Im Ersten Weltkrieg aber setzten die Deutschen eine kombinierte militärisch-politische Strategie ein, die entworfen war, um den Innenbereich des Imperiums zu nutzen. Die Strategie war erfolgreich, und 1917 vernichtete die Revolution Russland als Großmacht. Aus diesem Grund, so meine Folgerung, kam Wilhelm II. näher an das Ziel der Unterwerfung Europas als entweder Napoleon oder Hitler.

Hier komme ich schließlich zum Ersten Weltkrieg und zu „Towards the Flame“. Ich hoffe, dass die Exkursion durch die vorangegangenen Bücher hilfreich war, um die Grundlagen meines Denkens sowohl über den Krieg als auch über die russische Revolution zu erklären. „Towards the Flame“ ist ein dickes und kompliziertes Buch. Zwei Drittel des Buches handeln von Russland, das restliche Drittel erklärt globale und europäische Kontexte und zieht Vergleiche. Ich untersuche Menschen und Institutionen, und ich versuche Ideen, Innen- und Außenpolitik mit diesen zu verbinden. Nichtsdestotrotz ist der Kern des Buches eine Studie der internationalen Beziehungen und insbesondere das Abgleiten Europas in den Kriegsbeginn 1914.

Viele Faktoren waren ursächlich, aber meiner Meinung nach waren zwei entscheidend. Der erste war die Krise der Imperien in Osteuropa. Das heißt der Zerfall des Osmanischen Reiches auf dem Balkan 1912-13 und die weitverbreitete Annahme, dass Konstantinopel und der Bosphorus bald zu haben seien. Dies allein hätte schon der Funken sein können, der den europäischen Krieg entfachte. 1914 stand für Russland und Österreich weitaus mehr auf dem Spiel als für Frankreich und England, als sie 1853-54 den sogenannten Krimkrieg begonnen. Tatsächlich bracht der Krieg 1914 aus, als die Österreicher den ausländischen und inländischen Feinden Wiens mit dem Präventivschlag gegen Serbien zeigen wollten, dass das Habsburgerreich sehr wohl noch Zähne hatte und dass es nicht den osmanischen Weg des Niedergangs gehen würde. Durchaus sollte man sich aber auch erinnern, dass im gleichen Moment, als der Konflikt zwischen Imperien und Nationalismen in Osteuropa den

Kontinent in Richtung Krieg schob, nahezu der gleiche Grundkonflikt in Form der Ulster-Krise die britische Politik lähmte und ein Bürgerkrieg in Irland drohte. Der österreichische Imperialismus auf dem Balkan hatte mehr gemeinsam mit dem europäischen Imperialismus weltweit. Wien nahm seine serbischen Nachbarn in Bezug auf Macht, Rasse und Kultur als unterlegen wahr. Während alle Großmächte bezüglich der europäischen Kulturmission nach Übersee übereinstimmten, hätte Russland niemals eine deutsche Zivilisierung-Mission der Slawen auf dem Balkan akzeptiert. Meiner Ansicht nach war die Suez-Krise von 1956 in vielfacher Hinsicht der „österreichische Moment“ der französischen und britischen Weltreiche. Angesichts eines geopolitischen Abstiegs und wachsender nationalistischer Herausforderungen, schlugen die britischen und französischen Regierungen zurück in einer sehr österreichischen Kombination aus Verzweiflung, Arroganz und Fehlkalkulation. Der große Unterschied war, dass 1956 der „Große Bruder“ in Washington sein nachdrückliches Veto in London und Paris einlegte, 1914 aber der „Große Bruder“ in Berlin nicht nur die österreichische Aggression unterstützte, sondern Wien sogar noch anstachelte.

Dies bringt mich zum zweiten Hauptgrund des Krieges, namentlich die europäische Balance of Power und die deutschen Vorstellungen ihrer künftigen Entwicklung. „Die Deutschen“ sind im Zusammenhang mit dem Juli 1914 nur drei Männer, da nur diese Einfluss auf die Entscheidungen nahmen. Diese drei waren Kaiser Wilhelm II., Reichskanzler Theobald von Bethmann-Hollweg, sowie der Generalstabschef Helmut von Moltke. Von diesen dreien war der bei weitem wichtigste Bethmann-Hollweg. General von Moltke folgte 1914 dem gleichen Muster, dass er in der Krise von 1912 und 1913 angewendet hatte: und zwar jetzt zu kämpfen, solange wir noch stärker als unsere Feinde sind. Wilhelm wiederum tat 1914 nichts ohne Rücksprache mit Bethmann und hätte womöglich in den letzten Julitagen den Krieg noch abgeblasen, wenn er die Chance dazu gehabt hätte. Bethmann war der entscheidende Faktor. 1912 und 1913 hatte er sich gegen den Krieg gestellt und hatte viel Energie in die Entschärfung einer Abfolge gefährlicher Krisen gesteckt, die den Balkan in diesen Jahren erschütterten. Warum änderte Bethmann im Juli 1914 seine Meinung?

Der Kanzler scheint seine Entscheidungen aus drei Kalkulationen heraus getroffen zu haben: der europäische Krieg sei unvermeidlich innerhalb der Lebenszeit seiner Generation; Deutschland könnte möglicherweise diesen Krieg gewinnen, wenn er jetzt geführt werden würde, während es angesichts der rasch steigenden militärischen und wirtschaftlichen Macht von Russland in zehn oder fünfzehn Jahren mit Sicherheit verlieren würde; wenn man das weitere Anwachsen der russischen Macht zulassen würde, würden Krisen entstehen, in denen Deutschland zur Wahl gezwungen sein könnte zwischen dem Eintritt in einen nicht zu gewinnbaren Krieg oder dem Leid einer unerträglichen Schädigung seiner Ehre und seiner Lebensinteressen. Diese Kalkulationen waren nicht verrückt. Der Lauf der Zeit hätte auch beweisen können, dass diese Berechnungen richtig lagen. Aber diese Überlegungen waren in ihrem Grundsatz pessimistisch und aus Sicht der meisten heutigen Kenner der Materie (und auch aus meiner) vermutlich falsch.

Vor vielen Jahren kannte ich Bethmanns Enkelin, Isabella, die eine enge Freundin meine Tanta Dina bei Christies war. Als wir über 1914 sprachen bemerkte sie stets, dass Ihr Großvater in dieser Zeit depressiv war, da seine Frau kurz zuvor gestorben war. Natürlich ist es absurd, einen Weltkrieg und die Desintegration der europäischen Kultur auf dem Tod einer einzigen Frau zurückzuführen. Dennoch sollte man diesen Faktor nicht zu leicht nehmen. Ein Staatsmann ist auch nur ein Mensch: sein politisches und sein privates Leben beeinflussen sich gegenseitig. Um eine Regierung zu führen, braucht man eine dicke Haut, stählerne Nerven und eine grundsätzliche Leidenschaft für das politische Spiel. Im Zusammenhang seiner Epoche und Gesellschaftsklasse war Bethmann ein

kultivierter und ehrbarer Mann, aber statt dem Temperament eines Politikers hatte er jenes eines höheren Beamten, was ja dem eines Professors nahe kommt. Schon bei normalen politischen Standards war es ein Alptraum, das deutsche politische System zu meistern. Der Reichskanzler musste balancieren zwischen dem offensichtlich instabilen Kaiser Wilhelm, einem durch allgemeines Wahlrecht der Männer gewählten Parlament, in dem die Sozialdemokraten die größte Fraktion stellten, und den sehr konservativen preußischen Eliten, die den preußischen Landtag, die Regierung und die Armee dominierten. Es war außerordentlich schwierig, diese Elemente zu versöhnen. Während er dies versuchte, diente Bethmann als Zielscheibe unendlicher Schmähungen durch nationalistische Gruppierungen über seine Schwäche und Unfähigkeit, für die deutschen Interessen gegen ausländische Mächte einzustehen. Der Verlust des starken emotionalen Rückhaltes durch seine Frau muss ihm dies Aufgabe noch schwerer gemacht haben. Mein Buch untersucht die tieferen strukturellen Ursachen, die Europa in die Katastrophe geführt haben. Aber es konnte die persönlichen Faktoren nicht ignorieren und tat dies auch nicht.

Tatsächlich hätte Deutschlands Glücksspiel 1914 fast den großen Preis gewonnen. Wenn Berlin im Winter 1916-17 nicht die USA in den Krieg gezogen hätte, durch die idiotische Entscheidung für den uneingeschränkten U-Boot-Krieg genau in dem Moment als die Revolution gerade Russland aus dem Konflikt herausnahm, dann wäre der Sieg für Deutschland zum Greifen nahe gewesen. Ohne Russland und die USA hätten die Franzosen und die Briten niemals Deutschland besiegt. Vielleicht hätten die Deutschen ihre Feinde an der Westfront auch nicht besiegt, das wäre aber auch gar nicht nötig gewesen. Für seinen Sieg brauchte Deutschland nur ein Patt im Westen und einen Sieg im Osten. Der Vertrag von Brest-Litovsk von März 1918 war schon ein Modell, wie dieser Sieg aussehen könnte. Russland verlor alle Grenzländer, die es seit dem frühen 17. Jahrhundert im Westen akquiriert hatte. Hätte Brest-Litovsk Bestand gehabt, wäre die deutsche Dominanz mindestens von Zentral- und Osteuropa festgeschrieben gewesen.

Der Schlüssel zu dieser Herrschaft war das Auseinanderbrechen des Russischen Reiches und vor allem die Unabhängigkeit der Ukraine. 1914 war die Ukraine das Zentrum des landwirtschaftlichen Exports des Russischen Reiches ebenso wie das seiner Kohle-, Eisen- und Stahlindustrie. Ohne dieses Vermögen hätte Russland keine Großmacht bleiben können. Deutschland und die unabhängige Ukraine wären natürliche Verbündete gewesen, da sie die gleichen Feinde teilten, die Polen und Russen. Ohne die deutsche Unterstützung hätte die unabhängige Ukraine nicht mal gegen die Polen bestanden, um von den Russen gar nicht erst zu sprechen. Darüber hinaus war die gerade unabhängige Ukraine auch innenpolitisch schwach: Sie war mit feindlichen Minderheiten aus Russen, Juden und pro-bolschewistischen Bewegungen konfrontiert. Noch schlimmer war, dass selbst die Mehrheit der ethnisch ukrainischen Landbevölkerung kein besonderes Bewusstsein einer ukrainischen Nationalidentität hatte. Keiner dieser Gründe soll aber bedeuten, dass die 1918 entstandene unabhängige Ukraine etwas Illegitimes gewesen sei. Mit etwas Zeit hätte eine unabhängige Ukraine über das Schulsystem der Landbevölkerung durchaus ein Bewusstsein als Nation einimpfen können. Potentiell war die Ukraine als Nationalstaat eher lebensfähig als der irakische „Staat“, der 1919 unter britischer Aufsicht gegründet wurde, um Londons Kontrolle über das mesopotamische Öl zu sichern.

Es wäre wohl besser für Europa gewesen, wenn Deutschland den Ersten Weltkrieg gewonnen hätte. Diese Aussage bringt auch heute noch Menschen in vielen Teilen Europas in Rage. Ein von der Gnade Erich Ludendorffs abhängiges Osteuropa wäre keinesfalls ein ideales Ergebnis gewesen. Aber es wäre besser gewesen als das, was dann tatsächlich passiert ist. Die große Ironie des Ersten Weltkriegs war,

dass der Konflikt, den die zwei deutschen und das russische Imperium als Kampf um die Vorherrschaft in Osteuropa begonnen hatten, mit der Niederlage aller drei Reiche endete. Die Desintegration des Habsburgerreiches hinterließ ein riesiges geopolitisches Loch im östlichen Mitteleuropa. Noch schlimmer war, dass die Versailler Verträge ohne und gegen sowohl Deutschland als auch Russland entworfen wurden. Da diese beiden Länder potentiell immer noch die stärksten Staaten auf dem Kontinent blieben, blieb die neue Ordnung im östlichen Zentraleuropa unglaublich instabil und brach nahezu zusammen, als Deutschland und Russland ihre Kraft wieder zurückbekamen. Die Desintegration der russischen Macht 1917-20 und die Etablierung des Regimes der Bolschewiken bedeutete, dass Russland sich nicht dem Versailler Vertrag verpflichtet fühlte, und dass das kommunistische Russland nicht gemeinsam mit den kapitalistisch-liberalen Frankreich und Großbritannien gegen Hitler einschritt.

Alles dies ist nun Geschichte, doch zeigt das Abrutschen Europas in den Krieg von 1914 unerfreuliche Parallelen zu Entwicklungen der internationalen Politik von heute. Die Integration Chinas in die bestehende internationale Ordnung ist eine größere Herausforderung als sie es im Fall Europas und des kapitalistischen Deutschland vor 1914 war. Neue Technologien eröffnen wieder Teile der bisher wenig erschlossenen Welt für den geopolitischen Wettbewerb: hier können der Meeresboden und die Arktis genannt werden. Veränderungen im Gleichgewicht der Mächte können heute genauso wie vor dem Ersten Weltkrieg plötzliche Instabilität als Folge haben. Trumps Amerika scheint ein gutes Beispiel für die Symptomatik eines relativen Abstiegs zu sein. Chinesische Hybris ähnelt der des deutschen Kaiserreiches. Es scheint sicher, dass der Klimawandel weltweit große Instabilität und Konflikte sowohl innerhalb von Ländern als auch international auslöst. Aufgrund ihrer Größe und ihrer Komplexität waren Imperien immer schwer zu steuern, aber in den meisten Zeiten und in der Mehrzahl der Imperien mussten die Herrscher nur auf die führenden Eliten Rücksicht nehmen. Diese Eliten selbst kontrollierten die große Mehrheit der Bevölkerung durch lokale Systeme von Patronage und Zwang. In der Ära der Massenalphabetisierung und der Massenpolitik ist es weitaus schwieriger, die Neo-Imperien von ähnlicher Größe zu lenken. Die großen Mächte unserer heutigen Welt, von denen das Überleben des Planeten abhängt, können leicht unregierbar werden. Vielleicht ist es ermutigend, dass anders als Deutschland, das 1914 durch die Angst vor russischer Macht angetrieben wurde, die Herrscher in Peking sehr zuversichtlich sind, dass die Zukunft China gehört. Aber die größte Hoffnung auf Frieden beruht auf den furchtbaren Risiken und Unsicherheiten des Krieges zwischen Großmächten im nuklearen Zeitalter. Das ist tatsächlich eine gewaltige Abschreckung davor, einen Krieg zu führen, aber meiner Meinung nach bei weitem keine vollkommen sichere.



Mesothene - Der Hofarchitekt Giacomo Quarenghi hat den Entwurf für Mesothene ursprünglich als Entwurf für Graf Jeannot Medem für sein Schloss Elley geschaffen. Er geriet in die Hände des Jenaer Architekten Johann Georg Adam Berlitz, den Jeannot Medem, Bruder der Herzogin Dorothea, zur Leitung seiner Bauaktivitäten nach Kurland eingeladen hatte, wo er außer dem Schloss Elley noch andere Bauten errichtet hat. Mit den Bauarbeiten in Elley wurde erst später begonnen, weil Jeannot Medem noch in russischen Militärdiensten in St. Petersburg stand. Berlitz hat diesen Entwurf aber unverzüglich für Mesothene genutzt und ließ eine Kopie dieses eigentlich für Schloss Elley gedachten Entwurfs im Herbst 1797 vom Gutsverwalter von Mesothene der Besitzerin Charlotte v. Lieven übersenden.